

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 10 (1930-1931)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher-Rundschau

Die Briten in der Schweiz.

Heute, da wir uns gar bedrückt oft fragen, wer auf der weiten Welt sich eigentlich noch kümmere um das, was wir als Volk zu geben haben — immer Hotelbedienung, Skischanzen und Kindermehl ausgenommen —, trinkt man gerne den Saft vollerer Jahrhunderte. Wohlige rinnt er einem durch die welken Glieder und täuscht eine Jugendlichkeit vor, die das greise Helvetien sonst wenig genug mehr spürt.

○ ja, einst sah Europa bewundernd auf die Alpenrepublik. In Sorge flüchteten erlauchte Geister in unsere Gau. Das war zur Zeit der Kämpfe um den neuen Glauben. Italiener und Franzosen evangelischer Richtung fanden in Zürich und Basel Aufnahme, Engländer vor allem in den Tagen der blutigen Marie. Ein Dutzend erhielt in Zürich in der Stüssihoffstatt bei Froschauer Schutz und Unterkunft. Fünf dieser Flüchtlinge stiegen später zu bischöflichen Ehren, einer ward eine Bierde von Oxford. Rührend waren die Briefe, die Heinrich Bullinger von ihnen empfing. Auch nur einen Hund aus Zürich zu sehen, würde Entzücken bereiten, so hieß es einmal in solch einer Botschaft. Nicht geringeren Ruhmes aus britischem Mund wurde Genf teilhaftig. John Knox, der Reformator Schottlands, der zu Zürich Calvin gesessen, verteidigte sogar die Hinrichtung Servets mit beredten Worten.

Aber Flüchtlinge waren beileibe nicht alle Engländer, die unser Land besuchten. Im Gegenteil: Im Ganzen genommen gaben sie doch mehr als sie empfingen, waren Gäste, die mit Zuneigung ankamen, mit Freundlichkeit fortfuhren. Es gibt fast keinen englischen Dichter, der die Schönheiten unserer Alpen nicht besungen hätte, von Milton angesangt bis hinauf zu Tennison. Thomson, der Dichter der „Seasons“, Young, der Verfasser der „Nachtgedanken“, Oliver Goldsmith, Wordsworth, Coleridge, Byron und Shelley, Ruskin und Carlyle — alle durchstreiften sie unser Land, bald im Wagen, bald zu Fuß, bald den lieblichen Seen entlang, bald in den Regionen ewigen Schnees. In der Bewunderung der Natur sind sie sich ziemlich einig. Zwar waren die Alpen zu Shakespeares Zeit noch Ort der Schrecknisse. Um 1800 aber sagt Thomas Moore angesichts des Mont Blanc: „It is impossible to express what I feel.“ Das Erlebnis der Alpen wird bald in direkter Schilderung ausgedrückt wie bei Thompson, bald indirekt benutzt, um irgend eine Bergwelt zu illustrieren. Shelley zieht von diesen Eindrücken, wenn er in den „Assassins“ die Libanonlandschaft erstehen lässt und im „Prometheus“ den Kaukasus, Byron gewinnt den düsteren Hintergrund des „Manfred“ in den Flühen und Klüften des Berner Oberlands.

Jedoch ist es durchaus nicht so, daß die Schweiz den Engländern nur der Alpen halber beachtenswert gewesen wäre. Auch mit ihren Bewohnern haben sie sich auseinandergezetzt. Sehr verschieden ist nun freilich, was ihnen da merkwürdig erschien. In Shakespeares Tagen sprach man hauptsächlich von den ungeheuren Kröpfen der Walliser („Es gebe Bergbewohner / Mit Wammen, so wie Stier“, an deren Hals / Ein Fleischsack hing“ heißt es im „Sturm“), der Ruhm des Parazelsus schillert etwas verdächtig und Schweizer Hexenmeister und Hexen erfahren liebevolle Zitierung. Im achtzehnten Jahrhundert wird umgekehrt idyllisiert. Wie in Hallers Alpen, wird auch bei den englischen Dichtern unaufhörlich die Einfalt der Sennin, die Sorglosigkeit ihres Lebens gepriesen. So heißt es z. B. in einem 1763 erschienenen Gedicht „The Alps“ sehnfütig-neidvoll:

Hier herrschen alte Bräuche, alte Sitten;
Die Jungs redet, wie das Herz es meint,
Nicht doppellippige Sprach'; was Mäßigkeit
Bedarf, verschafft der Fleiß, und rosige
Gesundheit am frugalen Tische sitzt.

Aber auch die romantischsten der Romantiker gießen Wasser in ihren Wein, sobald sie es mit den lebenden Schweizern zu tun haben an Stelle der Abstrahierungen ihrer Phantasie. Amüsan ist der Ausspruch Wordsworths: „Was

das Betragen der Einwohner dieses eigenartigen Landes anbetrifft, so sind die Eindrücke, die wir oft Gelegenheit hatten zu empfangen, ungünstig gewesen; aber man darf nicht vergessen, daß wir es fast nur mit Wirten und mit solchen zu tun hatten, die durch den fortwährenden Verkehr mit Fremden verdorben sind.“ Ein anderer Reisender, Thomas Watkins, war freilich äußerst erfreut, daß er sich mit einem Schiffer, der ihn nach Brunnen ruderte, fließend lateinisch unterhalten konnte. An der Güte unseres Erziehungswesens, dem diese Leistung doch wohl irgendwie gutzuschreiben ist, hat man in England überhaupt nie gezweifelt. Scott wollte seinen Sohn sogar zu Fellenberg geben und äußerte sich einem Freund gegenüber einmal sehr eingehend über das schweizerische Schulsystem, das er neben dem schwedischen einzig für besser als das schottische hielt. Außer mit den Alpen haben wir gewiß damit immer in erster Linie renommieren dürfen. Zwar haben jederzeit auch die sauberen Häuser und die tadellose Ordnung ihre Liebhaber gefunden, zuzeiten auch die Freiheitskämpfe der Vergangenheit. Zeugnis davon etliche englische und amerikanische Teldramen. Walter Scott, der nie in der Schweiz gewesen ist, hat nichtsdestoweniger Halbsuters Sempacherlied mit Begeisterung übersetzt. Er fand darin wohl Verwandtes mit den altschottischen Schlachthalladen. Übrigens ließ er einen ganzen Roman „Anne of Geierstein“ in helvetischen Gefilden spielen. Diese Komplimente schlug George Keate indessen noch bei weitem. Der heute vergessene Poet wollte die Eidgenossenschaft in einem ganzen Epos von zehn Gesängen verherrlichen. Nach bewährten Mustern sollte es „The Helvetiad“ heißen. Voltaires abratende Bemerkungen ließen ihn darauf verzichten; immerhin gab er 1756 wenigstens einen Gesang als Fragment heraus. Mehr als diese Riesenportion Zuckerwasser wäre verhängnisvoll gewesen. Ich finde es eigentlich weit sympathischer, daß Richardson in seiner berühmten „Pamela“ von einem Schweizer Diener sagt, er habe Glotzäugen gehabt wie ein Stier. Das erinnert mich an die lakonische Eintragung Goethes, datiert Schaffhausen, 17. September 1797: „Bemerkung eines gewissen stieren Blicks der Schweizer, besonders der Zürcher“ und zeigt mir, daß es zuletzt doch etwas auf sich hat mit den eidgenössischen Konstanten.

Im Grunde verstanden uns in Albion wirklich doch nur die Moralisten: John Knox und Carlyle, Gibbon, der sich ganz verwaatländerte, und Ruskin, der schrieb, die Schweiz sei seine wahre Heimat in dieser Welt. Die Romantiker sahen die Berge und logen sich eine Schäferei zusammen, die nie und nirgends existiert hat. Wie sie in Wahrheit von uns dachten, zeigt blichartig der Ausspruch Bryons, den ich vorziehe im Original hinzusehen: „Switzerland is a most selfish, swinish country of brutes, placed in the most romantic region of the world. I never could bear the inhabitants“ Nehmen wir an, der Satz entspreche den Gefühlen moderner Besucher aus Albion keineswegs mehr. Jedenfalls hat Bernard Shaw in „Arms and the Man“ klar gezeigt, daß ein bestimmter Schweizer Thymus seine höchste Zuneigung besitzt. Sein Bluntschli leidet zwar an mancherlei Beschränkungen, und doch ist er in seiner hellen Tatgriffigkeit der Held des Stüdes. Jedoch — ist nicht Shaw auch ein Moralist?

Ein Thema ist dies, an dem man noch lang zu spinnen vermöchte. Zu einem Ende käme man nicht, denn so viele Engländer auch die Schweiz betraten, ein jeder trug ein anderes Bild mit sich davon. Zusammengehalten, spiegeln sie wohl die Fülle, doch aber auch Verwirrung und Gegensätzlichkeit, nicht anders als das Leben selbst, das das Gesetz des Widerspruches nie verleugnen kann. Wer selber alle Details der historischen Beziehungen zwischen Engländern und Schweizern studieren will, der lege sich Gustav Schirmers Lebenswerk zu: „Die Schweiz im Spiegel englischer und amerikanischer Literatur bis 1848“ (Drell Füll, Zürich). Das eben erschienene, 460 Seiten starke Werk enthält das ganze, mit Bienenfleiß zusammengetragene, ungeheure Material. Die obenstehenden Zeilen wissen sich ihm als Quelle von Anregungen verpflichtet.

Paul Lang.

Das deutsche Offizierskorps.

Archivalrat Dr. Karl Demeter hat in historisch genetischer Darstellungsweise den Werdegang des **deutschen Offizierskorps** und seine soziologische Bedeutung im Staate dargestellt *) und stützt sich zunächst auf die Ergebnisse der allgemeinen geschichtlichen und kulturgechichtlichen Forschung. Für die Zeit nach dem dreißigjährigen Krieg dienen ihm überdies als Quellen Memoiren, Tagebücher und Briefwechsel, vor allem aber die Akten der Kriegsministerien der deutschen Länder, des preußischen Militärbundes, schließlich auch die Berichte über die diesen Gegenstand betreffenden Reichstagsdebatten. Die wichtigsten Quellen sind in Anmerkungen einzeln aufgezählt, während in einem Anhang einzelne von ihnen im Wortlaut beigegeben sind.

Den weitaus größten Raum nimmt naturgemäß die Schilderung des preußischen Offizierskorps ein, das in jeder Beziehung an führender Stelle stand, doch wird das Bild durch die in mancher Hinsicht abweichenden süddeutschen Verhältnisse jederzeit ergänzt.

Das preußische Offizierskorps ist historisch betrachtet durchaus der Nachkommenschaft des mittelalterlichen Rittertums. Es übernahm von diesem den ständischen Korporationsgeist. In seinen Mitgliedern lebte bis 1914 ein durchaus ständisch feudales Gefühl, denn es rekrutierte sich zunächst in seinen wesentlichen Bestandteilen aus dem nord- und nordostdeutschen Landadel. Infolge dieser Herkunft stand das Offizierskorps von jeher vor besonderen sozialen und ethischen Problemen, die sich aus dem Nachrücken bürgerlicher Kreise ergaben. Die erste Verbürgerlichung erfuhr der Ritter im ausgehenden Mittelalter, als Landadel und patrizischer Adel zu einem Stand verschmolzen. Dieser adelige Offiziersstand wurde dann im Zeitalter des Absolutismus zum unmittelbaren Instrument des regierenden Fürsten und aus dieser Zeit stammt die persönliche, legitimistische Beziehung des preußischen Offiziers zum Träger der Krone. Vom 19. Jahrhundert an endlich übernahm der Offizier die Idee des Nationalismus. Dem liberalen Verfassungsprinzip dieses Jahrhunderts aber stand er nach einer Periode der Kompromisse auf Grund seiner traditionellen, konservativen, fast unpolitisch zu nennenden Gesinnung ablehnend gegenüber. Damit beginnt für das Offizierskorps die eigentliche Periode der Konflikte mit seiner Umwelt, die bis zum Beginn des Weltkrieges nicht gelöst wurden. Freilich drangen in das Offizierskorps immer mehr bürgerliche Elemente ein, doch auch diese meist aus geistesverwandten Beamtenkreisen, sodass hierdurch die gegenüber anderen Gesellschaftsschichten bestehenden Gesinnungsgegensätze keinen Ausgleich erfuhrten.

Frägt man nach dem letzten Zweck einer Armee, nach der Grundlage, auf der sich diese militärische Gemeinschaft aufbaut, so ergibt sich die Antwort: Der Krieg. Dieser kann im Rahmen des vorliegenden Werkes natürlich nur als schlechthin gegebene, geschichtliche Erscheinung zu Grunde gelegt werden, seine mögliche oder notwendige Bekämpfung gehört hier nicht zum Thema. Aufgabe des soldatischen Führers ist es nun, dem einzelnen die seelische Stütze für den Fall der Gefahr zu geben, und dies geschieht durch die Weckung des Ehrgefühls. Hier liegt die Wurzel des besonderen soldatischen Ehrenkodex. Seine historischen Ursprünge und ethischen Ziele ergeben sich nicht unmittelbar aus der christlichen oder aufgeklärten Humanität, sie gehören vielmehr dem typisch germanischen, ständischen Rechtsgefühl an. In diesem Zusammenhang wird auch das vielumstrittene Duell seiner rechtsgeschichtlichen Herkunft nach verständlich gemacht, wenn auch nicht gerechtfertigt. Dass der Ehrenkodex außerhalb der bürgerlichen Rechtsprechung stand, bildete seit den Tagen des großen Kurfürsten, besonders aber im 19. Jahrhundert, den Gegenstand eines bleibenden Konfliktes mit der Umwelt. Er kam in unzähligen Verordnungen und Memoranden zum Ausdruck, die den Stempel der Persönlichkeit des jeweiligen Monarchen und seiner militärischen Ratgeber trugen, aber alle an innern Widersprüchen frankten und daher wenig Einfluss auf die Entwicklung der Dinge ausübten. (Die Menschheit befriedigendste Lösung der Duellfrage fand entschieden Kaiser Wilhelm II. in einem Erlass vom 1. Januar 1897.)

*) Das deutsche Offizierskorps. Verlag Reimar Hobbing in Berlin SW. 61.

Die militärische Erziehung betont naturgemäß die Willensbildung vor der Verstandesbildung. Daß sie sich darüber mit der wissenschaftlichen Erziehungsrichtung des 19. und 20. Jahrhunderts auseinandersehen mußte, ist selbstverständlich. Interessant ist vielleicht die Tatsache, daß es durchaus nicht unbedeutende Gestalten in der Heeresgeschichte waren, die eine gewisse Mißachtung der Schulbildung hegten. Die Heeresreform, die allgemeine Wehrpflicht, der Erfolg der Befreiungskriege und der Einfluß von Männern wie Scharnhorst, Gneisenau u. a. lockerten zum ersten Mal nachhaltig die ständische Geschlossenheit des Offizierskorps, da nunmehr die Armee eine Angelegenheit des ganzen Volkes wurde. Bei Beginn des Weltkrieges war der Anteil bürgerlicher aktiver Offiziere rund 70 v. Hundert. Doch ging die Tendenz im Großen und Ganzen dahin, den „alten, preußischen Offiziersersatz“, d. h. Aspiranten aus einfachen adligen und aus Beamtenkreisen zu bevorzugen. Erst in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkrieg trat in dieser Beziehung eine gewisse Wandlung ein und ein zunehmender Luxus mit seinen Folgen machte sich trotz mancher Ermahnungen der vorgesetzten Stellen im Offizierskorps bemerkbar.

Der Verfasser gibt, wie er auch ausdrücklich selbst betont, eine objektive, historische Darstellung, ohne die einzelnen Phasen der Entwicklung oder das Endergebnis derselben nach eigenem Urteil zu bewerten. Die hohen militärischen Leistungen des deutschen Offizierskorps stehen ihm nicht zur Debatte. Der Leser erhält aus dieser eingehenden und sachlichen Darstellung zweifellos ein tiefgehendes Verständnis für die ausgeprägte soziale Gemeinschaft, die der Offizierstand zu allen Zeiten bildete. Vielleicht — vom Verfasser ungewollt — oder sogar unvermeidlich für ihn — rückt die Problematik dieses Standes allerdings so stark in den Vordergrund, daß seine großen und einzig dastehenden, nicht nur militärischen, sondern auch erzieherischen und staatserhaltenden Leistungen bisweilen stark zurücktreten. Daher sei hier an die Worte Th. v. Bernhardis, die auch Demeter an einer Stelle zitiert, nochmals speziell erinnert, wo es heißt, „daß dieses Offizierskorps mit allen seinen unleugbaren Fehlern unstreitig ein sehr brauchbares ist und so große Vorzüge hat, wie kaum ein anderes“.

Ulrich Wille.

Genf 1929.

Die Regsamkeit, mit welcher im Welschland Fragen der Latinität, insbesondere der französischen Sprache erörtert werden, möchte fast den Verdacht aufkommen lassen, daß wirklich etwas nicht in Ordnung ist. Wir können das nicht selbst ermessen und sind auf die Äußerungen der welschen Schriftsteller angewiesen. Diesmal ist es die Stimme Heinrich v. Zieglers, die wir vernehmen. Er hat ein Büchlein bei Payot erscheinen lassen „Genève 1929“, das sich mit kulturellen und anderen Angelegenheiten dieser Stadt befaßt: in einer Schreibweise, um damit zu beginnen, die uns nicht zusagt mit ihren ungezählten Ausrufen: ah, eh, oh, hélas, mon Dieu, mon Seigneur, o mes amis, u. s. w., mit dem starken Vortreten des eigenen Ichs (drei Seiten, um zu erzählen, daß er Latein auf eigene Faust gelernt hat): das soll den Stil beleben, verstößt aber doch wohl gegen den guten Geschmack, der, sagt man uns immer, oberstes Gesetz für den französischen Schriftsteller sei.

Der Gedankengang ist ungefähr folgender: Genf ist durch den Völkerbund „Hauptstadt“ geworden, damit aus einer gewissen Müßiggang herausgerissen worden. Aber diese Stellung bringt auch Verpflichtungen mit sich, insbesondere muß Genf nun seinen eigenen Künstlern und Schriftstellern Gehör schenken, damit es auch geistig des neuen Ranges würdig sei. Seine Schriftsteller sollen nicht mehr erst auf die — so oft ausbleibende — Anerkennung von Paris warten müssen. Die französische Sprache ist mit aller Sorgfalt zu pflegen und die Vorliebe für genferische Wendungen zu unterdrücken. Zur geistigen Haltung gehört aber auch die Wertschätzung der humanistischen Studien, und Beibehaltung des hohen Vorranges des Lateinischen. Der Sportsprache wird Krieg angesagt,

troßdem läuft dem Verfasser ein „handicapé“ für überflügeln unter. Die Stadt ist in ihren alten ehrwürdigen Vierteln vor Verschandelungen zu bewahren. Das alles sind keine besonders neuen Gedanken, noch ist die Prägung im Einzelnen von eindrücklicher Art. Einiges wie der grimmige Erguß gegen die Zollwächter (so daß man unwillkürlich ausruft: gut gebrüllt, Löwe!) steht in losem Zusammenhang mit dem Andern, ist aber insofern ganz bezeichnend, als er die eigentümliche Auffassung von Freiheit widerspiegelt, die man vielfach im Welschen beobachten kann, nämlich als Auslehnung gegen unbequeme Ordnung. Leibesuntersuchung muß jedem Zollwesen zugebilligt werden, und sich überhaupt dagegen auflehnen, ist nicht ein Zeichen freier Männlichkeit, sondern billige Schaumslägerei. Der *oratio pro domo*, d. h. der Forderung von Anerkennung für die einheimischen Schriftsteller ist sehr leicht, freilich etwas unhöflich damit zu begreifen, daß die Franzosen schon wissen werden, was wertvoll an jenen Erzeugnissen ist und was nicht. Ramuz nimmt bei ihnen einen hohen Rang ein, wenn auch weniger bei der großen Masse der Leser, als bei den Kennern und zwar, obwohl er keineswegs ein klassisches Französisch schreibt.

Die Kern-, ja Schicksalsfrage für Genf wird nicht scharf genug angefaßt. Sie besteht doch darin, wie kann sich das eigentümliche Genfer neben dem mächtigen Völkerbundswesen behaupten und entwickeln? Genf war immer die dem Ausland gegenüber aufgeschlossenste Stadt der Schweiz, als Zufluchtsstätte der Reformierten der romanischen Länder, als Hauptstadt des Calvinismus, als protestantisches Rom, und später, etwa im neunzehnten Jahrhundert, als der Sammelort politischer Flüchtlinge aller Länder. Mit Vorliebe haben sich immer fremde Familien der Schulen, der Stadt, der Gesellschaft wegen in Genf niedergelassen. All das hat nur zur Belebung beigetragen, aber nicht an die Wurzel der Genfer Eigenart gegriffen. Ganz anders ist die Gefahr aber heute, wo nun ein mächtiger Fremdkörper sich eingenistet hat, in Vielem die erste Rolle spielt und nun nicht als Freund und Bewunderer dieser besonderen Genferart auftritt, sondern mit eigenen Ansprüchen auf Geltung und Recht. Wenn vom *esprit de Genève* die Rede ist, so wird damit eben immer mehr der Völkerbundsgenst gemeint. So liegt die Zukunft desjenigen Genfs im Dunkeln (*in tenebris*), das wir hoch schätzen und dessen Verkümmерung wir als einen großen Verlust für uns Alle ansehen würden. Ziegler scheint zwiespältig zu sein: er verlangt Anerkennung des besonders Genferischen und bekämpft es doch als kleinlich und eng.

Weltstadt im angedeuteten Sinne war Genf immer, eben in seiner ganz eigenen Gestaltung und Weltoffenheit; da brauchte es nicht erst Hauptstadt zu werden, wie es Ziegler verlangt. Sitz des Völkerbundes zu sein, erhöht unbestreitbar das Ansehen der Stadt; ihr Name ist in Aller Mund und Viele erwarten auch ein Heil von ihr. Aber die geistige Macht, die von dort ausstrahlen sollte, ist gering; im neuen Jerusalem sind wohl neue Tafeln mit nicht ganz neuen Sprüchen aufgestellt, aber seine Hohepriester handeln am allerwenigsten darnach und das sieht alles Volk. Wenn Locarno's Stern einmal ganz verblaßt sein wird, und das ist nahe, so ist Locarno nichts mehr; Genf aber hat etwas auch dann zu sagen, wenn die Weisen des Völkerbundes verstummt sein werden. Der Völkerbund ist im wesentlichen eine politische Einrichtung, die, wenn sie vom „Genfer Geist“ — so verschwommen auch dieser Begriff sein mag — geleitet ist, jegenreich wirken kann; aber eben dieser Geist ist nichts Politisches, sondern mehr oder weniger etwas Menschheitliches, das niemals der Leitstern der Machthaber dieser Welt war, ist und sein wird.

In der Stellung zu Frankreich befundet Ziegler eine treue Vasallenchaft; richtiger ist vielleicht, zu sagen: zum Franzosentum, wofür es im Französischen keinen entsprechenden Ausdruck gibt. Wie selbstverständlich das ist, zeigt uns die aus Amerika, wo er sich zu einer Vortragsreise aufhält, eingetroffene Nachricht, daß er auch von einer Vertretung der *Alliance française* begrüßt worden ist, was wir ihm keineswegs verargen möchten. — Von Beziehungen zur deutschen Schweiz oder zum deutschen Geistesleben ist kein Wort zu finden; oder höchstens der Abwehr gegen Germanismen. Es wird also die von vielen welschen Schriftstellern eingenommene Linie auch von Ziegler festgehalten. Der Blick ist nur

nach Westen gerichtet und man beschwört die große Nation, doch auch den Sprachbrüdern jenseits des Juras einige Beachtung zu schenken.

Im Einzelnen wäre zu vielen Behauptungen und Ausführungen eine Bemerkung zu machen; und insofern ist das Büchlein sehr anregend. Aber es muß mit vorstehenden Aussezungen sein Bewenden haben; nur darauf, wie Ziegler sich zur Ordensinitiative äußert, wird später einmal zurückzukommen sein.

Gerhard Boerlin.

Ein Stoß Bücher.

Biographie ist noch immer Trumpf. Unter den reserviertesten Romanciers nimmt jetzt das Fieber überhand. Ich stelle mir das so vor: auch der Stärkste kann nicht jedes Jahr eine dicke Geschichte verfassen, davon bekommt jeder einmal genug (wenn er nicht ein Balzac ist). Gelebt und geschrieben haben muß er aber doch. Was sagt da sein Verleger zu ihm? Na, Mensch, nu schlagen Sie einmal im Lexikon nach, da möcht ich doch sehen! Haben Sie zum Beispiel je in Ihrem Leben etwas Rechtes über Börne gelesen? Und etwa Columbus oder Hütten? Sehen Sie, das regnet ja nur so. Soll ich euch vielleicht gleich noch die Bücher schreiben? Und der Schriftsteller geht hin und schreibt das Ding. „Revolutionär und Patriot. Das Leben Ludwig Börnes“. Diesmal ist es Ludwig Marcuse. Bei Paul List, Leipzig, erschienen.

Diese Biographie ist keine von den schlechtern. Es ist auch wirklich die erste Börne-Biographie, die ich gelesen habe. Es ist da also schon etwas an dieser Spekulation, man soll nicht undankbar sein. Und Marcuse hat einen Vortzug, der mich zum vornherein für ihn einnimmt: sein Papier ist nicht das ekelhafte Fließblattzeug, mit dem sich seit ein paar Jahren jedes schmalbrüstige Opuskel zum Wälzer aufbläht. Ich werde ganz heißer, wenn ich davon reden soll. Noch vor zehn Jahren war ein Band von 500 Seiten eine schlichte Selbstverständlichkeit, heute tut so einer, als sei er ein nie dagewesenes Kompendium. Sein Preis ist auch darnach: das einzige, wodurch er monumental ist. Die gleichen Verleger, die über Rückgang der Kauflust klagen, geben sich zu solchen Manövern her; wenn sie nicht von allen guten Geistern verlassen sind, verabschieden sie schleunigst dieses Gebaren. Da ist im Insel-Verlag eine neue Bachbiographie, aus dem Englischen übersetzt, erschienen: eine streng spezialistische Arbeit von philologischer Akribie, die nun in der deutschen Ausgabe dank Federleicht-Papier und einem Anhang von Tafeln von der wissenschaftlichen Broschüre zum teuer gebundenen Geschenkwerk avanciert. Eine respektable Arbeit, zu schade für so verfälschende Methoden. Aber das ist nur ein Fall von zahllos vielen. Marcuse-Börne also ist an diesem Blähwurm vorbeigeschlüpft. Ich habe ihn mit allerhand Genuss gelesen. Seine Wässerigkeit ist von anderer Art: er ist ganz und gar feuilletonistisch hingehauen. Zwischen zwei Adjektiven schreibt er einen Strichpunkt, zusammengesetzte Substantive werden regelmäßig durch Bindestrich in ihre Bestandteile aufgelöst, statt der Kommas gibt es nur noch Doppelpunkte, in dieser Art: „Jeanette Wohl gehörte zu den Frauen: die einer starken geistigen Potenz verfallen können.“ Das Marcuse alle Zahlen in Worten ausschreibt, wird man seiner Sehnsucht nach der Fertigstellung des vertraglich vereinbarten Umsangs zugute halten. Wozu schließlich die fortwährenden; etwas komischen Seitenhiebe auf die „Minderwertigkeits-Psychologen“: die er doch nicht recht beim Namen nennt? Ein bisschen analytische Einsicht hätte Marcuse immerhin befähigt: ein zusammenhängenderes; noch glaubhafteres; kurz: besseres Buch zu machen: das über das Niveau der bloß schmässigen Gelegenheits-Arbeit von neunzehnhundertdreißig hinausblickte.

Da muß ich des Zürchers Fritz Ernst „Studien zur europäischen Literatur“ loben (Verlag der Neuen Schweizer Rundschau, Zürich). Zum Essenhändchen gebüschelte Zeitungsaufsätze, aber von musterhafter Sorgfalt und stilistischer Kultur. Sujo, Thomas und Felix Platter, Pestalozzi und Amiel, Azorin, Manzoni, Bhron, Gontscharow sind die wichtigsten Gegenstände dieser

geschichtlichen Medaillons, deren Haupttugenden zwei Lieblingsworte des Verfassers ausdrücken: Dankbarkeit und Sensibilität. Ernst gebraucht sie mit einem scheuen, beinahe religiösen Ton, den man eindrucksvoll empfindet, und legt seine Ehre und sein Können darein, ihnen zu genügen. Es sind nun freilich, scheint mir, nicht die einzigen Tugenden, die man vom Literarhistoriker erwarten soll. Sie machen für sich allein noch nichts als Rückschau aus, indes sich doch der Historiker von Format niemals nur rezeptiv verhält, sondern überdies einem aktiven, ausfälligen Gelüsten fröhnt. Das wäre eine dritte Tugend: Vitalität. Ehrlich gesagt, ich vermisste sie hier ab und zu. In mehr als einem geistvollen Aperçu erweist sich die Feinsinnigkeit als ein allzu zerbrechliches Instrument. Aber ihre Vorteile erhalten Gelegenheit genug, sich zu bewähren. Ich denke besonders an die wunderschönen Pastelle aus der schweizerischen Geistesgeschichte, die mit großer Unmut und Akkuratesse hingesezt sind und eine besondere Gabe des „idealrealistischen“ Bildnisses verraten. Ich möchte von Fritz Ernst eine schweizerische Literaturgeschichte lesen. Sie müßte kostbar aussfallen.

Auf eine merkwürdige Weise scheint mir Guido Loosers erster Roman „Josuas Hingabe“ (Huber, Frauenfeld) mit Ernsts Prosastück verwandt. Dieselbe zarte Sachlichkeit, dieselbe Feinheit der Tönung in den klar gezeichneten Figuren, gleich großes Gefühl für sauberes Aufräumen des herbeigezogenen Materials in die gewählte Form. Die Geschichte eines Muttersohns, der noch als Mann mit allen Fasern an der Mutterin, an der Heimat hängt und auch richtig einen Nervenzusammenbruch erleidet, als sie ihm genommen werden. Man steckt ihn in ein Bergsanatorium; da phantasiert er wochenlang, daß einem gewiñgten Leser nur so die Ohren wackeln, findet aber in der Schreinerwerkstatt der Klinik langsam ins Leben zurück. Diese Arbeitsszenen sind ganz wundervoll. Sie halten den Vergleich mit den Gärtnerkapiteln in Heinrich Hausers „Brackwasser“ aus. Der Leidensweg des waschlippigen Helden hat sich allein um dieser Abschnitte willen gelohnt. Da blühen eine Gestalterfreude und ein Können auseinander, die den Dichter Looser hoffentlich nicht ruhen lassen. Als simpler Dorfschreiner kehrt Joshua aus den ausschweifenden Träumereien in ein Dorf am See zurück. Er wird zum allgeliebten Kameraden, zu einem froh berauschten Kumpen, der imstande ist, bei schönem Wetter die Bude zuzumachen und aus Freude an der Welt einen Tag herumzustrolchen. Aber in einem saftig-sattten Herbst fährt der Mensch nun doch auf den See hinaus, schwimmt vom Boot weg und läßt sich überselig in die Tiefe sinken. Das, Guido Looser, ist ein schön bemäntelter Rückfall. Ihr Liebling hätte noch einmal in die Klinik gehört. Jetzt sagt er: Mutter Natur, das Klingt pomposer, aber er meint im Grund dasselbe wie einst. Sie haben auch deutlich ein schlechtes Gewissen und hängen noch ein überflüssiges Nachspiel an, in dem sich die Bauern weitläufig über das Ereignis beklagen. Die Männer schluchzen sogar, und auch Ihr Stil verbiegt sich nach der schlimmeren Seite hin. Ich wünsche Ihnen baldige Neuauflage, Sie haben sie verdient. Und dann fort mit diesem lächelnden Teufelschwanz!

Ein neuer Band Reden und Aufsätze von Thomas Mann: „Die Forderung des Tages“ (S. Fischer, Berlin). Ich habe ihn mit unverwüstlich gutem Willen zur Hand genommen. Man spottet und höhnt einmal, um es daran genug sein zu lassen. Ich werde in diesem Thomas nie einen großen Dichter sehen, obwohl sein Verleger und ein Heer von Rezensenten nichts unterlassen, ihn den Zeitgenossen als solchen anzupreisen. Da kann, wer einen Begriff von großer Dichtung hat, sich nur fröhlich mitamüsieren. Ich zähle nicht auf, was mir an ihm klein erscheint; es wissen mehr Leute darum, als seine Lober wahrhaben wollen. Auch in diesem Band stehen Stücke, die wenige Monate vorher als Glückwünsche oder Vorreden veröffentlicht wurden. Ich möchte den weniger verwöhnten und auf Publizität erpichten Autor sehen, der sich diese Betriebsamkeit gestattet. Hier ist der Aufsatz über Kleists Amphitryon wiederzufinden, den Mann zum 150. Geburtstag des Dichters (zugleich einem Tag nach unvergessener Blamage der deutschen Bühnen) als „eine Wiedereroberung“ beisteuerte. Es ist das Beste, was man über das unvergleichliche Werk lesen kann, mehr: das einzige Vernünftige. Die Problematik, die unergründliche Tiefe der Szenen-

führung sind vollendet klar gesehen. Das Letzte freilich erfaßt diese Analyse nicht: die mystische Kuppel über dem Gestaltenspiel, in der sein höheres Gesetz in Erscheinung tritt, den Zusammenhang mit den übrigen Dramen, der die dunkelsten Hintergründe erst erhellt. Dazu ist sie nun doch wieder zu vernünftig... In der Abhandlung über „Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte“ ist wenig und einseitig von Freud die Rede. Es bleibt ein unbefriedigendes Spiel, diesen erbarmungslosesten aller Nationalisten und Vernunftverkünder mit Bachofen und der deutschen Romantik in Zusammenhang zu bringen. Hier liegt doch wohl eine Verwechslung von Forschungsgebiet und Methode vor. Wie munter und witzig ist das alles zu löffeln, aber wie viel weniger munter und witzig sind bei genauerem Zusehen die Gegenstände, die in der angenehmen Verpackung am Leser vorbeipassieren. Er hat sie in der Hand gehabt, das allerdings nimmt ihm keiner mehr.

Aber da ist nun kürzlich eine neue Schrift von Freud selbst erschienen, ein Altersdokument, das geeignet wäre, Unterschiede klarzustellen: „Das Unbehagen in der Kultur“ (Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien). Welche heroische geistige Konsequenz, was für eine Prosa. Keine Literatenauberei, sondern der Tonfall dessen, der „etwas zu sagen hat“. Man kann mit dem Vorhaben spielen, eine Anthologie moderner Prosa ohne Dichter zusammenzustellen, nur um einmal die Diktion dieses Autors (z. B. in den zwei Essays „Zeitgemäßes über Krieg und Tod“) nach Gebühr ins Licht zu stellen. Es müßten auch ein paar Schweizer in diesen Band hinein. Carl Gustav Jung führt eine Feder von unverwechselbarem Reiz. Sein Stil hat etwas hölzernes, zufällig Zusammengestoppeltes, dem aber eine Würze wie von einem unserer alemannischen Landweine innenwohnt. Die Scheuklappen des Berufs sollten uns nicht auf die Dauer hindern, den Begriff des Schrifttums auf solche Außenseiter auszudehnen. Das gilt nicht minder für die zwei Theologen Emil Brunner und Karl Barth. Der Literaturfreund, der Barths „Römerbrief“ oder die Hauptwerke Brunners („Der Mittler“, „Die Mystik und das Wort“) auffschlägt, kann außer dem Gruseln auch ein gelindes Staunen lernen. Ich weiß nicht, bei welchem schweizerischen Schriftsteller der Zeit man noch dieser leidenschaftlichen Behemenz, diesem jesuitisch-wollüstigen Gefunkel des Wortes begegnet. Da ist eine Weißglut der Säze, eine schneidende Unbarmherzigkeit der Konstruktion, eine kentaurenhafte Wucht des Ausdrucks — ich meine Kernstellen, einzelne entscheidende Kapitel —, die man einmal durch eine andere als die theologische Brille betrachten sollte.

Aber es gibt, Gott sei Dank, auch in der Dichtung noch solche Akkumulatoren. Alfred Döblin: „Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte vom Franz Biberkopf“ (S. Fischer). Der erste Publikumserfolg eines der sehr wenigen rätselhaften deutschen Dichter unserer Tage. Wer Döblins „Berge Meere und Giganten“ kannte, griff sich beim Erscheinen dieses Romans an den Kopf. Denn es schien aus jener kosmischen Phantasie, jenem utopistischen Denkmal der deutschen Inflation keinen fruchtbaren Ausweg mehr zu geben. Nun aber diese Bahn. Nach der Flucht ins Unendliche hinaus das Auftauchen im Nichts, am negativen Pol, nach dem furchtbaren Fehlschlag ins leere Weltall die Heimkehr ins fast unerträglich Schlichte, Geringe — eine Wandlung, wie sie nur wahrhafte Dichter erleiden. Dieser Bänkelsang von einem Berliner Proleten ist wahrscheinlich der interessanteste, wichtigste deutsche Roman der Nachkriegsjahre. Durch seine Tendenz, seine chaotische Fragwürdigkeit. Es ist mit Händen zu greifen, daß er unter dem Eindruck des Joyce'schen „Ulysses“ entstanden ist. Dieselbe anarchische Zersetzung, Durchhöhlung und vogelfreie Verspieltheit des Vortrags, der Sprache und der Form. Ein Hexenkessel der ethischen und künstlerischen Amoralität, aus dem nur Stichflammen der geistigen, sozialen Empörung hervorschlagen. Aber nun halte man dieses Buch einen Augenblick neben Joyce: da wirkt es ganz gebändigt, sicher, bildhaft geschlossen. Dieser entlassene Sträfling erlebt ja ein Schicksalsjahr, jener Dubliner Announces-alquiseur nur einen beliebigen Tag zwischen Nichts und Nichts. Er hat ja ein Volksliedherz, wenn auch nur Schlager darin hämmern. Er steuert ja durch Verbrechen und Hehlerei, zwischen Bordellen, Stehknippen und Anläufen zu

ehrlicher Arbeit hindurch zu einem sittlichen Ziel. Es ist grausig, wie es ihn immer wieder zurückschlägt, in seine Weibergeschichten und unsaubern Machenschaften, aber er rappelt sich immer wieder vorwärts wie ein Käfer, der sich böswillig den Weg verstellt sieht oder aus eigener Schuld eins auf den Kopf kriegt. Man sieht diesem Leben von oben zu — das erst ist die neue darstellerische Dimension, die Döblin in den mammuthaften Gigantenvisionen suchte. Hier, im ganz Ullscheinbaren, hat er sie gefunden. Ich will diesen „Biberkopf“ nicht rühmen, er ist ohne Zweifel auch gar nicht so gemeint; man darf ihn weder ablehnen noch gutheißen, sondern soll das Schauspiel aufnehmen, das er bietet. Am Ende mischen sich wahrhaftig unsichtbare Engelsgestalten in das trübe, verregnete Straßengewühl, und wer es bisher noch nicht gemerkt hat, wer nicht gemerkt hat, was die dazwischenzuckenden Verse aus der Apokalypse, die Löne aus dem Buch Hiob neben den Gassenhauerfragmenten bedeuten, der mag jetzt erkennen, daß selbst dieser Alexanderplatz nicht „richtig“, nicht naturalistisch geschildert ist, sondern in den Bezirken des Mählthus liegt. Wir werden diesen Biberkopf nicht vergessen. Es ist fabelhaft, wie lebendig er ist, trotz aller jämmerlichen Verstimmtheit und Mislichkeit der Lebenslust, die er ein- und ausatmet, und wie es sich mit Menschen, Dingen und Ereignissen um ihn herumbewegt, aus dem Unbekannten an ihn herantritt und wieder ins Dickicht verschwindet. Es gibt da überall nur höhere Gewalt und tieferen Untergang, ob schon höchstens Polizisten oder Totschläger in Erscheinung treten. Mich wundert es ein wenig, daß gerade dieses Werk Döblins mehr Leser findet. Es ist wie sein Vorbild eher für Dichter geschrieben — freilich weniger Geißel und mehr Harsenspiel. Über ein Spiel auf unheimlicher, noch wenig gehörter Harse. Wer sich von ihm betroffen fühlt, nehme sogleich „Das Ich über der Natur“ zur Hand, die schönste naturphilosophische Konfession, in welcher Döblin jenseits des Menschen erstmals die Tonschritte dieser Schicksalsdichtung entdeckt hat.

Walter Müsch.

Aus der katholischen Schaffenswelt.

Wiedergeburt. 8. Jahrbuch des Verbandes der Renaissance-Gesellschaften 1929/1930. Verlag Gebr. Häf, Basel.

Dieses Jahrbuch der großen katholischen Studentenverbindung, welche von den deutschschweizerischen Universitäten (einschließlich Freiburg) aus besonders auch durch ihren starken und aktiven Bestand an alten Herren tief in das Bildungsleben der deutschen Schweiz hineinreicht, steht nach Ausstattung und Inhalt auf einer hohen Stufe. Gehen wir die einzelnen Beiträge kurz durch. Aus einer Handschrift der Zürcher Zentralbibliothek wird ein mystischer Text aus dem Kreise des Klosters Töss mitgeteilt, welcher allerdings Edhart gegenüber keine Selbständigkeit besitzt. Ein großer Aufsatz von Alfred Stöcklin: „Der katholische Mensch in der Geschichte“ versucht in weitgespanntem Rahmen den modernen Lebensbegriff an den katholischen Gedanken heranzutragen und diesem damit die Grundlage zu einer breiten Typologie seiner verschiedenen Ausprägungsmöglichkeiten zu verleihen. Kurt Wyrsch sucht den neuzeitlichen Menschenthypus aus der modernen Lyrik an Hand von George, Hofmannsthal, Rilke und Werfel zu gewinnen. Eine kleine, recht freundliche Novelle von Fritz Flüeler leitet über zu einer Übertragung der Elegien der Louize Labé, welche einen sprachlich wohlgelungenen Eindruck macht; jedoch zeigt dies Dichtwerk an sich gegenüber den unvergleichlichen Sonetten eine mehr konventionelle Haltung. Der bekannte Schweizer Kunsthistoriker Linus Birchler gibt einen besonnenen Text zu den beigegebenen Abbildungen und Bildwerken Hans von Matts und Alfons Maggs. Beide legen ein lebhaftes Zeugnis ab für die hoffnungsvolle Erneuerung der katholischen kirchlichen Kunst, besonders wenn man sie, wie Birchler schneidend, aber den einzigen möglichen Weg für eine solche Erneuerung brechend, sagt, „mit den üblichen, fast blasphemisch geschleckten Theaterposen der Bilder unserer religiösen Kunstanstalten“ vergleicht. Zwar reichen diese Bildwerke

kaum über das Kunstgewerbliche in einem hohen Sinn hinaus, aber vielleicht ist das überhaupt das Gebiet, in welchem uns allein eine echte Gebärde möglich ist, und es ist daher weise und anständig, sich damit zu bescheiden. Oskar Überle spricht sich, von seinen auch in gegenwärtiger Zeitschrift zu Wort gekommenen geschichtlichen Studien ausgehend, über das Problem der geistlichen Spiele in der Kirche mit reichlichen historischen Perspektiven aus. Carl Doka, der Herausgeber der „Schweizerischen Rundschau“, tritt schließlich aufs politische Gebiet über und schließt sich in einem gedankenreichen Aufsatz den Stimmen an, welche in den letzten Jahren aufgestanden sind, um die verbreitete Überzeugung von der problemlosen Wohlbeschaffenheit des schweizerischen Staatswesens zu erschüttern. Er ruft besonders nach einer neuen Welle naturrechtlichen Erlebens, um die Erstarrung drohenden positiven Formen und Normen des Staats- und Gemeinschaftslebens neu zu schwellen — wie ein solches Erleben durch Kriegs- und Nachkriegszeit eben doch in den umliegenden Völkern vielfach eingeströmt sei. Doka erwägt dann, ob und wie weit die aufkommende corporative Idee in diesem Sinne die Demokratie insbesondere in ihren absterbenden Seiten zu ersezten berufen sei. Dass es hier bei einer Erwägung bleibt und keine abschließenden Ergebnisse formuliert werden, liegt im Wesen der Sache, und besonders im Wesen jenes herbeigewünschten Erlebens, welches allein in der Hand des Schicksals liegt. — Es ist zu wünschen, dass diese bemerkenswerte Veröffentlichung in weitere Kreise bringt und manchen politischen oder kulturellen Gemeinschaften das Beispiel einer wirklich lebendigen Auseinandersetzung vorhalte.

Erich Brod.

Aus Zeit und Streit

Die Welt von England aus gesehen.

Coudenhoves Monatsschrift „Paneuropa“ veröffentlicht einen Artikel Winston Churchill „Wir Engländer und Paneuropa“. Deutschlands Zahlungen auf Grund des Youngplanes — so ungefähr führt Churchill aus — fließen fast ganz dem am wenigst betroffenen und blühendsten der Siegerstaaten, Amerika, zu. Während 60 Jahren ergiebt sich ein gewaltiger Reichtum über dieses Land. Die Folge wird eine Reinvestierung amerikanischen Kapitals in Europa sein. Noch bevor Deutschland vollständig gezahlt hat, wird Amerika zwei Drittel von seinem gegenwärtigen Einkommen besitzen. Europa wird immer mehr ein hoffnungsloser Schuldner.

Dabei besitzt heute Europa zur Bewahrung seines Friedens und der Zollgrenzen von 26 eifersüchtigen, uneinigen und verarmten Staaten 20 Millionen Soldaten oder ausgebildete Reserven, während z. B. der römische Friede durch 800,000 bewaffnete Krieger gesichert war.

Wenn Coudenhoves Vorschlag einer Vereinigung Europas durchgeführt würde, wäre ein selbstbewusstes Europa auch ohne Russland und England ein mächtiger Organismus. Es würde der Menschheit dienen, wenn es zu einer Verminderung der Heere und einer Mehrung des Reichtums Anlaß gäbe. Wenn es dagegen geschlossen als Kontinent den anderen Kontinenten gegenüberstehen würde, wäre es ein Unglück.

„Jeder Schritt, der beträgt, Europa reicher und friedlicher zu machen, dient den britischen Interessen.“ England begrüßt jede Verringerung der Zölle und kriegerischen Rüstungen Europas. „Wir sind auf Seiten Europas, aber wir sind nicht Europa, wir sind ihm verbunden, aber gehören ihm nicht an.“ „Wir gehören nicht einem Kontinent an, sondern allen, nicht einer Hemisphäre, sondern beiden; wir sind Teil der Alten und Teil der Neuen Welt.“

„Es ist unerlässlich, dass Hand in Hand mit dem Streben Europas nach innerer Einigung ein entsprechendes Anwachsen der Solidarität innerhalb des britischen Empires sich vollzieht und gleichzeitig eine sich vertiefende Annäherung